



Volker Frielingsdorf

# Waldorfpädagogik in der Erziehungs- wissenschaft

Ein Überblick

**BELTZ JUVENTA**

Leseprobe aus: Frielingsdorf, Waldorfpädagogik in der Erziehungswissenschaft, ISBN 978-3-7799-2849-2

© 2012 Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2849-2>

# Kapitel 1

## Waldorfpädagogik und Erziehungswissenschaft – Entwicklungsgeschichte eines schwierigen Dialogs

In diesem einleitenden Kapitel wird untersucht, wie sich der Diskurs zwischen der akademischen Erziehungswissenschaft und der Waldorfpädagogik in den vergangenen mehr als neunzig Jahren, die seit der Gründung der ersten Freien Waldorfschule vergangen sind, entwickelt hat. Dabei erweist sich, dass ein wirklicher Austausch, der diesen Namen tatsächlich verdient, eigentlich erst in den 1970er Jahren begonnen hat.

Dennoch wird die hier thematisierte zentrale Fragestellung nachfolgend ebenfalls für den Zeitraum der jeweils beiden Jahrzehnte vor und nach dem Zweiten Weltkrieg skizziert. Dies erfolgt nicht nur der Vollständigkeit halber, sondern auch deshalb, weil bereits in den frühesten Veröffentlichungen bestimmte Thesen und Argumentationsformen aufzufinden sind, die die Debatte zum Teil bis heute bestimmt haben und weil sich so gewisse persistierende Konfliktfelder und Schwierigkeiten identifizieren lassen, die nicht nur für den Historiographen interessant sind. Den lohnenden frühen Publikationen ist deshalb hier verhältnismäßig viel Platz eingeräumt worden, wohingegen die Veröffentlichungen seit den 1970er Jahren in diesem historischen Überblick knapper abgehandelt werden, da sie in dem systematischen Teil ausführlicher behandelt werden.

Da der Austausch zwischen Erziehungswissenschaftlern und Waldorfpädagogen von Anfang an nur höchst selten ungezwungen und rein sachbezogen gewesen ist, beginnt dieses Kapitel mit einigen ersten Bemerkungen zu den Problemen, die das offene Gespräch oft genug erschwert oder sogar ganz verhindert haben.

### 1.1 Warum der Dialog nie ganz einfach war

„Die etablierte Pädagogik tut sich schwer mit der Waldorfpädagogik.“ Mit dieser Feststellung hatte Gerhard Herz, der sich selbst der akademischen Erziehungswissenschaft zugehörig fühlte, bereits 1982 seinen in der „Neu-

en Sammlung“ erschienen Beitrag „Über Berührungsangst und Wahrnehmungsstörung“ eingeleitet und danach genauer beschrieben, warum man als etablierter Wissenschaftler von der anthroposophischen Begründung der Waldorfpädagogik in der Regel lieber die Finger lässt, selbst wenn man die daraus abgeleitete Praxis durchaus interessant und anregend finden mag (Herz 1982). Im Folgenden benannte Herz einige blinde Flecken der akademischen Wissenschaft wie den immer wieder erhobenen „pauschalen Vorwurf des Dogmatismus“ und die ebenfalls häufig kolportierte Behauptung, „die Praxis der Waldorfschule habe sich seit Steiner nicht weiterentwickelt“, was, wie Herz zu Recht betonte, nur auf die Grundstruktur des Lehrplans zutraf, wohingegen „im Einzelnen viele Bereiche inhaltlich differenziert wurden“ (ebd., 566 f.).

Pikanterweise hatte in derselben Ausgabe dieser damals sehr renommierten pädagogischen Fachzeitschrift auch Heiner Ullrich „Anmerkungen zur neuerlichen Aktualität der Waldorfpädagogik“ veröffentlicht, und zwar unter dem provokativen und doppeldeutigen Titel „Ver-Steiner-te Reformpädagogik“ (Ullrich 1982). Darin kritisierte Ullrich, der seither in puncto Waldorfpädagogik ein besonders produktiver Erziehungswissenschaftler gewesen ist, neben anderem den irritierenden „Allmachtsanspruch“ der anthroposophischen Pädagogik, die dort angeblich weit verbreitete „doktrinäre Erstarrung“ (ebd., 551) und nicht zuletzt die „kultische Verehrung“ Rudolf Steiners (ebd., 555 f.).

Die „Beschwerlichkeit“, mit der Waldorfpädagogik „in einen argumentativen Dialog einzutreten“, resultiere, so Ullrich weiter, gerade aus ihrer „weltanschaulichen Dogmatik“, die ein offenes Hinterfragen ihrer Kernthesen meist gar nicht zulasse (ebd., 552 ff.). Bei seinen Anmerkungen, die er in seinen späteren Arbeiten weiter differenzierte, ging er allerdings so gut wie gar nicht auf die von Herz thematisierten blinden Flecken der akademischen Forscher ein.

Die erstaunlichen Verkrampfungen im Verhältnis von Erziehungswissenschaft und Waldorfpädagogik dürften nicht zuletzt darin begründet liegen, dass die eigentlichen Ursachen der wechselseitigen Voreingenommenheiten und Irritationen so gut wie nie eigens thematisiert wurden und dass daher der scharfe trennende weltanschauliche Dissens in Grundsatzfragen nicht wirklich bearbeitet wurde, weshalb er auch nicht, nolens volens, einfach akzeptiert worden ist.

Wie schwierig es selbst noch Anfang der 90er Jahre war, festzustellen, ob die Gespräche mit den Waldorfschulen überhaupt Erfolge zeitigten, belegt eine Äußerung des Hamburger Erziehungswissenschaftlers und Jahrzehnte langen Mitherausgebers der „Zeitschrift für Pädagogik“ Hans Scheuerl, der am Ende eines umfangreicheren Überblicks über verschiedene Veröffentlichungen zur Waldorfpädagogik sich und seine Leser fragte, „ob und in welchem Sinne denn nun die Diskussion um die Waldorfpädagogik [...] vorangekommen ist. Oder steht sie still? Oder dreht sie sich viel-

leicht nur im Kreise?“ Scheuerl, der zeitlebens in Theorie und Praxis das dialogische Prinzip vertrat, sah auch damals noch die Gefahr des „Rückfalls in ein ‚Fronten-Denken““. Dennoch gab er in seiner Sammelrezension abschließend der Hoffnung Ausdruck, dass „dieser ‚Kreis‘ womöglich doch eine ‚Spirale‘ andeuten“ könnte, „die sich langsam, langsam ‚aufwärts‘ bewegt“ (Scheuerl 1993, S. 310).

Diese Fragen zur Entwicklung der Qualität des Dialogs können in gewisser Weise leitmotivisch auf die Zusammenarbeit zwischen Erziehungswissenschaft und Waldorfpädagogik in den vergangenen Jahrzehnten bezogen werden. Und es wäre gewiss nicht ohne Reiz, heute erneut zu fragen, ob sich die Diskussion seit damals wieder vorwiegend im Kreis gedreht hat oder ob sie sich zumindest da und dort spiralförmig entwickeln konnte.

## 1.2 Frühe Veröffentlichungen in den 20er und 30er Jahren

Die erste Waldorfschule, die im Spätsommer 1919 in Stuttgart gegründet worden war, erfreute sich von Beginn an in der Öffentlichkeit eines regen Interesses, das sich alsbald publizistisch niederschlug. So gab es neben Veröffentlichungen aus der Innenperspektive, die von Rudolf Steiner selbst oder von seinen Schülern stammten, schon in den 1920er Jahren „viele Berichte über Schulbesuche, Hospitationen, offizielle Schulratsbesuche („Revisitionen““ (Götte 2000, 193 f. und 203 ff.). Einige dieser Berichte wurden damals auch von allgemein an pädagogischen Fragen interessierten Lehrer und Erziehungswissenschaftlern verfasst.

So veröffentlichte der sozialdemokratische Schulreformer Fritz Karsen, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter im preußischen Kulturministerium tätig war, 1923 einen als Buch erschienenen Bericht über „Deutsche Versuchsschulen der Gegenwart und ihre Probleme“ (Karsen 1923). Dort beschrieb er unter anderem einige „Schulen neuer Gesinnung“, zu denen er neben den Landerziehungsheimen und der Odenwaldschule auch die erste Waldorfschule zählte. Karsen hatte die Stuttgarter Waldorfschule selbst besucht und war dabei von Rudolf Steiner persönlich geführt worden. Obwohl er bei seiner Hospitation „gar manche Unzulänglichkeiten“ bemerkte, gewann er insgesamt einen doch sehr positiven Eindruck und fühlte sich „unmittelbar ergriffen“ von der, wie er es ausdrückte, „einheitlichen, warmen, glücklichen Stimmung“, die das ganze Schulleben durchpulte (ebd., S. 99).

Dabei verhehlte Karsen, der seit 1921 in Berlin Direktor einer von ihm gegründeten Gesamtschule war, nicht seine inneren Vorbehalte gegenüber der Anthroposophie Steiners. Zwar liege darin „sehr viel Tiefes und noch nicht annähernd Ausgeschöpftes“. Wo allerdings „der Anthroposoph innere Notwendigkeiten“ erkenne, sehe der Außenstehende „Dogmatik, deren Tiefe er wohl zugibt, die er jedoch nicht als Wahrheit begründen kann“ (ebd.).

Karsen war als geschultem Sozialdemokraten selbstverständlich nicht

entgangen, dass die Waldorfschule trotz der Tatsache, dass sie vor allem als Schule für Arbeiterkinder gegründet worden war, auf einer Weltanschauung beruhte, die in vielem dem marxistischen Materialismus diametral widersprach. Dessen ungeachtet wies er am Schluss wohlwollend auf Steiners gesellschaftstheoretische Konzeption der „Dreigliederung des sozialen Organismus“ hin, nach der die Waldorfschule sich als Glied eines erst noch zu entwickelnden „Freien Geisteslebens“ verstand, in dem eine „Unterjochung der Schule“ durch die Wirtschaft ebenso verhindert werden soll wie durch den Staat (ebd., S. 100).

Ein Jahr nach Karsens Buch erschien der von dem Erziehungswissenschaftler Franz Hilker (1881–1969) herausgegebene Sammelband „Deutsche Schulversuche“, in dem neben Reformen im staatlichen Bereich außerdem verschiedene freie Schulen berücksichtigt wurden (Hilker 1924). Hilker, der schon damals zu den führenden deutschen Reformpädagogen zählte, hatte mit diesem Band Vertretern höchst unterschiedlicher Schulen die Möglichkeit zur „Darstellung ihrer Ideen und praktischen Arbeit“ gegeben (ebd., IV). Diese Möglichkeit hatte Hilker auch der Waldorfpädagogik eingeräumt, der er in seiner Einführung vage konzedierte, dass sie „auch dem Nichtanhänger der anthroposophischen Weltanschauung allerlei zu denken“ aufgabe (ebd., 7).

Der Beitrag selbst umfasste gut zwanzig Seiten und stammte von dem der Anthroposophie nahe stehenden Altphilologen Paul Oldendorff. Darin stellte er in Grundzügen die Entwicklungslehre der Waldorfpädagogik dar und hob besonders hervor, dass „jedes der Schule anvertraute Kind zu der ihm erreichbaren Bildung geführt werden sollte“ (Oldendorff 1924, 192). Ausdrücklich betonte Oldendorff, dass die Waldorfschule keine Weltanschauungsschule sei und keinerlei „dogmatische Erziehung“ betreibe. Die anthroposophische Geisteswissenschaft Rudolf Steiners diene dazu, eine lebendige Methodik und Didaktik zu entwickeln, die sich an den Bedürfnissen des heranwachsenden Menschen orientiere – und sie helfe dabei, „die greisenhafte intellektualistische Erwachsenenpsychologie“ zu überwinden (ebd., 193). Ziel der Waldorfpädagogik ist, so Oldendorff im Anschluss an Steiner, „eine erziehungskünstlerische Schule“ (ebd., 193). Ähnlich wie Fritz Karsen attestiert er den Lehrern der Stuttgarter Waldorfschule „glühenden Enthusiasmus“. Dessen „tiefste Quelle“ liege „in der Sache selbst“, als die Oldendorff den „Erziehungsplan“ der Waldorfschule sieht, „der abgelesen ist von der menschlichen Entwicklung“ (ebd., 200).

Wie lebhaft das allgemeine Interesse an reformpädagogischen Fragen in der Weimarer Republik Mitte der 1920er Jahre war, zeigt ein weiterer Band über „Neue Schulformen und Versuchsschulen“, der 1925 von dem durch zahlreiche Schul- und Lesebücher bekannten Oberstudiendirektor Gustav Porger herausgegeben worden war (Porger 1925). Auch in diesem Band erhielten die Waldorfschulen die Möglichkeit, ihre eigene Pädagogik ausführlich darzustellen. Dies geschah auf mehr als 25 Seiten durch Texte von Stei-

ner und Albert Steffen, der seit 1925 Vorsitzender der „Anthroposophischen Gesellschaft“ und des „Vereins Freie Waldorfschule e. V. Stuttgart“ war, sowie von zwei Lehrern der Stuttgarter Waldorfschule (ebd., 110–136).

Im Gegensatz zu diesen beiden Sammelbänden, die Selbstdarstellungen der damaligen Waldorfpädagogik enthielten, erschienen 1926 zwei Beiträge aus der Außenperspektive eines erfahrenen württembergischen Schulrats und eines katholischen Doktoranden.

Bei dem Schulrat handelte es sich um Franz Hartlieb, der im Jahr nach Rudolf Steiners Tod die Stuttgarter Waldorfschule visitierte und danach seine Erfahrungen und Eindrücke in einer „Beilage zur Württembergischen Lehrerzeitung“ publizierte. Hartlieb betonte gleich eingangs, dass er „viel Gutes und Schönes über die Waldorfschule zu sagen habe“ (Hartlieb 1926, 106). Besonders ausführlich und interessiert beschrieb er die Vorzüge des auch damals schon in der Waldorfschule durchgängig praktizierten „epochenmäßigen Unterrichts“ und die dort praktizierten „Maßnahmen zur Gesundung der Schulkinder“ (ebd., 109f.). Hartliebs insgesamt rundum günstiges Votum über die von ihm besuchte Waldorfschule endete mit einer Empfehlung an die staatlichen Schulbehörden, die weitere Entwicklung der Schule „mit liebevollem Interesse“ zu begleiten (ebd., 111).

Im Gegensatz zu dieser wohlwollend-positiven Darstellung war die Arbeit von Karl Hövels dezidiert kritisch. Der 1876 geborene Hövels, der nach einem mehrjährigen Besuch der „Bischöflich-Theologischen Lehranstalt“ in Paderborn an mehreren katholischen Hochschulen studiert hatte, promovierte zwanzig Jahre später über die Waldorfpädagogik an der Bonner Universität. Seine in der Steyler Missionsdruckerei veröffentlichte Dissertation – die erste zur Waldorfpädagogik überhaupt – trug den bezeichnenden Titel „Beiträge zur Kritik der anthroposophischen Welt- und Lebensanschauung und kritische Beleuchtung der anthroposophischen Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (Hövels 1926). Unter diesem Blickwinkel untersuchte er die weltanschaulichen Grundlagen der Waldorfpädagogik, die er – auf Grund seiner eigenen Vita wenig überraschend – in toto ablehnte, obwohl er bei seinem zweitägigen Unterrichtsbesuch an der kleinen Kölner Waldorfschule auch einige positive Beobachtungen gemacht hatte. Hövels eigentliches Anliegen, das seine ganze Arbeit prägte, war es, „die Unvereinbarkeit von Anthroposophie und Christentum nachzuweisen und damit ein bestimmtes Licht auf die Waldorfpädagogik zu werfen“ (Götte 2000, 175).

1927 hat Hövels seine „von starker Aversion gegen die Anthroposophie“ geprägte Haltung (Ullrich 2006, 182) noch einmal in konzentrierter Form publik gemacht. Seine Vorbehalte wurden nun in „Pharus“ veröffentlicht, der „Katholischen Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik“. Hövels kritisiert dort die „Glaubensgewissheit“ der Anthroposophen, die „letzten Endes auf der Autorität ihres Führers Dr. Steiner“ beruhe (Hövels 1927, 192). Im Weiteren wendet er ein, dass die anthroposophische Pädagogik „in wesentlichen Dingen den Ergebnissen der modernen Psycholo-

gie und Pädagogik“ ebenso widerspreche wie der „christlichen Erziehungslehre“ (ebd., 193). In der anschließenden Kritik der Didaktik verschiedener Unterrichtsfächer geht Hövels auch auf das Fach Geschichte an der Waldorfschule ein. Hier moniert er, dass „der geschichtliche Geist der Steiner-Schule“ nicht in genügender Weise „die Seele der Heimat, des Gaus und des Stammes“ berücksichtige, sondern „eher einer allgemeinen Verbrüderung der Staaten und Völker in einem unnatürlichen Sinne günstig“ sei „als dem Wiederaufstieg des deutschen Volkes“ (ebd., 200).

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Reaktionen auf Hövels Arbeiten auf anthroposophischer Seite sehr negativ: Hans Erhard Lauer analysierte in der Monatszeitschrift „Die Drei“ (Lauer 1927/28) die Dissertation erbarmungslos unter dem Titel „Ein wissenschaftlicher Skandal“, und noch mehr als vierzig Jahre später wurde in der Studie „Zur Beurteilung der Pädagogik Rudolf Steiners“ Hövels Arbeit auf Grund gravierender sachlicher Mängel als „unhaltbar“, die Darstellung des Unterrichtsbesuchs als „billigtendenzios“ bezeichnet (Rittersbacher 1969, 55).

Bei aller berechtigten Kritik bleibt festzuhalten, dass Hövels Arbeit die erste Promotionsschrift zur Waldorfpädagogik überhaupt gewesen ist. Dass dann gleich diese erste umfangreichere akademische Monographie derart einseitig ausfiel, zeigt, wie schwierig es anscheinend schon damals war, die anthroposophische Pädagogik adäquat darzustellen – zumal, wenn man sich allzu sehr auf den weltanschaulichen Hintergrund konzentrierte, den man überdies noch zu bekämpfen suchte, und wenn darüber die Beschreibung und Untersuchung der pädagogischen Praxis entschieden zu kurz kamen. In gewisser Weise ist Hövels Arbeit insofern ein beredtes Symptom für die von Anfang an belastete Diskussion zwischen Erziehungswissenschaft und Waldorfpädagogik.

Allerdings erschien wenig später eine andere Dissertation, die Chancen eines produktiven Dialogs eröffnete. Unter dem Titel „Schiller und die Waldorfpädagogik“ promovierte 1928 Ilse Staedtke in Jena bei keinem Geringeren als Peter Petersen, der in dieser Zeit dabei war, seinen „Jena-Plan“ für ein reformiertes Schulwesen zu entwickeln. Staedtke gelang in ihrer Arbeit der Nachweis, wie viel die anthroposophischen Erziehungskunst dem Werk Friedrich Schillers verdankt und wie inspirierend insbesondere seine Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ auf Rudolf Steiner gewirkt haben (Staedtke 1928). Die 1929 bei Klinkhardt erschienene Monographie eröffnete so für die Waldorfschulbewegung ein gehöriges Anregungspotential, das auch von anthroposophischer Seite entsprechend gewürdigt wurde (Rittersbacher 1969, 55 f.).

Was nun pädagogische Fachzeitschriften anbetrifft, die für die Weimarer Jahre hier nur kursorisch untersucht wurden, ist auf den bemerkenswerten Bericht des Lehrers Karl Frank hinzuweisen, der zusammen mit einigen Kollegen ebenfalls die Waldorfschule in Stuttgart besucht hatte (Frank 1927). Nach einer recht ausführlichen Schilderung der anthroposophischen

Entwicklungslehre und ihrer Auswirkungen auf die Unterrichtspraxis stellt Frank in seinen Schlussbetrachtungen die Frage, ob denn die Anthroposophie wohl geeignet sei, „als Grundlage für ein pädagogisches Gedankengebäude zu dienen“ Überraschenderweise antwortet er darauf, dass es nicht statthaft sei, darüber direkt zu befinden. Zwar würde gewiss dem Nichtanthroposophen „viele lächerlich oder falsch vorkommen“. Die Praxis aber urteile anders (ebd., 732)! Denn „die ganze Lernarbeit“, die er und seine Kollegen beobachtet hatten, sei von einem „ungewöhnlichen Eifer“ getragen, was er vor allem auf das gemeinsame geistige Fundament der Lehrerschaft zurückführt. Dies wirke sich auf die Schüler sehr positiv aus: die Kinder hätten einen „sehr fröhlichen und heiteren Ausdruck“, was darauf schließen lasse, „wie wohl sie sich fühlen“ (ebd., 733).

Die hier wiedergegebenen Einzelbeiträge dürfen nicht den Eindruck erwecken, als ob die Waldorfschulbewegung, die um 1925 innerhalb des Deutschen Reiches gerade einmal vier Schulen umfasste (Götte 2006, 245), damals allgemein bekannt gewesen wäre. So werden in dem 1925 in „Die Deutsche Schule“ erschienenen Aufsatz über „Okkultismus und neuere Philosophie“ 1925 (Schmidt 1925) weder die Anthroposophie noch die Waldorfschule auch nur erwähnt, obwohl der Autor betont, wie wichtig für den Lehrer Kenntnisse des Unbewussten und des Überbewussten sind. Und während er explizit auf Sigmund Freud und Henri Bergson sowie die Erziehungswissenschaftler Theodor Litt und Eduard Spranger hinweist (ebd., 416f.), wird Rudolf Steiner überhaupt nicht genannt, und dies, obgleich der Artikel in dessen Todesjahr publiziert wurde und obschon doch gerade der Begründer der Anthroposophie vielfältige Verbindungslinien zwischen Okkultismus, Philosophie und Pädagogik gezogen hatte.

So blieb die akademische Auseinandersetzung mit Anthroposophie und Waldorfpädagogik in den 1920er Jahren auf einige wenige Autoren beschränkt. Im Gegensatz zu den allerdings damals fast durchweg negativ-kritischen Analysen über die Anthroposophie (Dessoir 1917; Leisegang 1922 und 1924; Hauer 1923; Bry 1924), fällt schon damals auf, dass diejenigen Arbeiten und Berichte, die sich in dieser Zeit konkret mit der Waldorfpädagogik beschäftigten, im Durchschnitt ungleich wohlwollender und differenzierter waren und dass dort fast durchweg die positiv erlebte Praxis hervorgehoben wurde. –

Mit Beginn der Weltwirtschaftskrise und erst recht seit der „Machtergreifung“ Hitlers und der Nationalsozialisten 1933 war die erste Ausbreitungsphase der Waldorfschulen abrupt beendet. Auch das publizistische Interesse an anthroposophischer Pädagogik ließ nun schlagartig nach, und die sukzessive Auflösung der deutschen Waldorfschulen im totalitären Einheitsstaat des „Dritten Reiches“ hatte ihr Pendant in der nun einsetzenden Bekämpfung und Negierung der anthroposophischen Pädagogik.

Zwar konnte 1935 der reformpädagogisch orientierte Erziehungswissenschaftler Herman Nohl sein Hauptwerk „Die pädagogische Bewegung in



Deutschland und ihre Theorie“ veröffentlichen, in dem die Waldorfpädagogik jedoch nur am Rande vorkam. Dass es indes im NS-Hochschulwesen bis Ende der 30er Jahre Freiräume gab, beweist die Dissertation des anthroposophischen Arztes Hermann Hessenbruch, der 1938 an der Universität Köln mit einer Arbeit über das Thema „Von der Bedeutung des Siebenjahres-Rhythmus beim heranwachsenden Menschen“ promovierte. In Anknüpfung an Steiners Hebdomadendlehre zeigte er, wie sich die menschliche Entwicklung des Kindes und des Jugendlichen in Siebenjahresepochen vollzieht und wie diese Phasen mit dem stufenweisen Hervortreten spezifischer Seelen- und Geistesfähigkeiten einhergehen (Hessenbruch 1966 [1938]).

Allerdings war diese Arbeit die Ausnahme von der Regel, dass es im NS-Staat eine akademische Auseinandersetzung mit der Waldorfpädagogik nicht mehr gab. So war es im deutschsprachigen Raum einzig die Schweiz, in der noch nach 1938 Bücher über die anthroposophische Erziehungslehre erscheinen konnten. Hier war es vor allem der Berner Pfarrer und Hochschullehrer Friedrich Eymann, der unablässig versuchte, die Pädagogik Rudolf Steiners in seiner Heimat publik zu machen. Zusammen mit dem Volksschullehrer Max Leist veröffentlichte er 1936 eine Denkschrift mit dem programmatischen Titel „Anthroposophische Pädagogik und Staatschule“ (Eymann/Leist 1936), in der die beiden Pädagogen das bestehende Schulwesen einer scharfen Kritik unterzogen. Dagegen setzten sie eine „Menschenschule“ im Geiste Pestalozzis, die auf den Grundlagen der von Steiner inaugurierten anthroposophischen Anthropologie beruhen sollte.

Was ansonsten die Zeit der fortschreitenden Behinderungen und Einschränkungen der Waldorfschulen während der NS-Herrschaft bis zu ihrer Schließung betrifft, liegen hierüber dank der Wegweisenden Arbeiten von Uwe Werner und Wenzel M. Götte ausführliche Dokumentationen und Aufarbeitungen vor (Werner 1999; Götte 2006; s. vorher auch Leschinsky 1983). Die noch zu schreibende Geschichte der bald nach 1946 in Ostdeutschland und der späteren DDR gänzlich unterdrückten Waldorfschulbewegung würde in der Analyse der Argumentationsmuster ansonsten vermutlich erstaunliche Übereinstimmungen mit den Begründungen aus der NS-Zeit hervorbringen, die in beiden Fällen erziehungswissenschaftlich verbrämt wurden.

### **1.3 Von der Nachkriegszeit bis Ende der 60er Jahre**

Die Zäsur des Jahres 1945 bedeutete auch für die deutsche Waldorfschulbewegung einen tiefen Einschnitt, denn nach Verbot und Auflösung in der Zeit des „Dritten Reiches“ begann für die anthroposophische Pädagogik zumindest in Westdeutschland eine Phase des Neuanfangs, die dank der liberalen Schulpolitik vor allem in der amerikanischen und in der britischen Besatzungszone alleine bis 1949 dazu führte, dass insgesamt 22 Waldorfschu-

len wieder eröffnet oder ganz neu gegründet wurden, wodurch sich binnen weniger Jahre die Zahl der Vorkriegszeit mehr als verdoppelt hatte (Götte 2006, 582). Da das Bonner Grundgesetz vom Mai 1949 in Art. 7, Abs. 4 ausdrücklich „das Recht zur Errichtung privater Schulen“ gewährleistete, stand eigentlich einer raschen Ausbreitung nichts entgegen, zumal es eine Reihe von Elterninitiativen gab, die weitere Schulgründungen anstrebten.

Im seit 1946 bestehenden „Bund der Freien Waldorfschulen“ beschloss die Vertreter der dort zusammengeschlossenen Waldorfschulen allerdings Anfang der 50er Jahre einen Gründungsstopp, weil man „die Grenzen einer qualitativ verantwortbaren Ausweitung als erreicht“ ansah (Hiller 2007, 26). So kam es, dass die Zahl von 25 Waldorfschulen, die schon 1952 bestanden, längere Zeit stabil blieb. Dadurch bedeuteten erstaunlicherweise die Jahre des bundesdeutschen Wirtschaftswunders in der Ära Adenauer für die Waldorfschulen keine weitere Expansion, denn von 1953 bis 1969 wurden lediglich fünf weitere Schulen gegründet (Götte 2006, Anhang).

Nach der ungemein dynamischen Entwicklung unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg bewirkte das freiwillige Gründungsmoratorium also eine gewollte Retardation. Durch die Unterbrechung in der NS-Zeit musste die Waldorfschulbewegung nach 1945 unfreiwillig eine zweite Pionierphase durchmachen, die naturgemäß viele Ressourcen band, sodass in den Jahren des Wiederaufbaus in der Regel weder Geld noch Zeit vorhanden waren, um die eigene Arbeit aus eigenen Mitteln wissenschaftlich zu begleiten und zu reflektieren. Die für diese Phase charakteristische Besinnung auf die eigenen Grundlagen und die damit partiell einhergehende Isolierung spiegeln sich in der geringen Anzahl akademischer Arbeiten zur Waldorfpädagogik dieser Zeit. Auch wenn die für diesen Forschungsbericht erstellte Literaturliste nicht den Anspruch einer lückenlosen Zusammenstellung erheben kann, so ist es doch erstaunlich, dass von insgesamt rund 800 Titeln lediglich gut 50 aus den zweieinhalb Jahrzehnten von 1945 bis 1969 stammen – jedes der vier folgenden Jahrzehnte war hinsichtlich der Zahl der Veröffentlichungen also alleine produktiver als diese 25 Jahre zusammen.

Angesichts der desolaten Lage im Deutschland der „Stunde Null“ und der unglaublichen praktischen Herausforderungen, die die Nachkriegsjahre stellten, verwundert es nicht, dass es in den Jahren bis 1950 nur wenige Publikationen zur Waldorfpädagogik gegeben hat. So veröffentlichte „Die Schule“, eine „Monatsschrift für geistige Ordnung“, einen allgemein informierenden Beitrag des Hannoveraner Waldorflehrers René Maikowski „Über Wesen und Ziele der Waldorfschule“ (Maikowski 1947); 1950 druckte die „Pädagogische Welt“ einen ebenfalls knappen, auf wesentliche Grundelemente konzentrierten Fünfseitenartikel „Zur Pädagogik der Waldorfschulen“ (Müller 1950), in dem abschließend „vier eindeutig positive Punkte“ hervorgehoben wurden, und zwar das „Lebenspraktische“ der verschiedenen Fächer, der nicht näher spezifizierte „Gesamtunterricht“, „die Erkenntnis vom hohen Wert des Menschen für die Erziehung von Gemüt und Wil-

len“ sowie „die starke Betonung des Erzieherischen (im Zusammenhang mit den menschenkundlichen Erkenntnissen der Steinerschen Anthroposophie) gegenüber einer übertrieben einseitigen Schulung des Intellekts“ (ebd., 392).

Mit der Wiederherstellung des Hochschulwesens in der jungen Bundesrepublik Deutschland, die auch und besonders der Erziehungswissenschaft zu Gute kam, gab es dann in den 50er Jahren erstmals seit mehr als zwei Jahrzehnten wieder Dissertationen, die die Waldorfpädagogik zum Thema hatten. So promovierte 1952 Johannes Schneider mit einer Arbeit über die „theoretische Begründung und praktische Gestaltung“ der „Rudolf-Steiner-Schule“ (Schneider 1952) in Kiel bei Fritz Blättner, der durch seine erstmals 1951 erschienene und seither vielfach neu aufgelegte „Geschichte der Pädagogik“ ebenso bekannt geworden ist wie durch seine Mitbegründung der seit 1955 herausgegebenen „Zeitschrift für Pädagogik“ (ZfPäd).

Schneiders fast 300 Seiten starke Dissertation, die sich auf mehr als 200 Titel stützte, setzte nicht nur quantitativ neue Maßstäbe. Inhaltlich umfasste die Arbeit neben einem historischen und einem systematischen Teil ein umfangreiches Schlusskapitel über „Auswirkungen des anthroposophischen Erziehungsgedankens“. Dort weist er darauf hin, dass die Aussagen der anthroposophischen Pädagogik „jenseits der wissenschaftlichen Psychologie und Pädagogik liegen“ und dass ihre Ergebnisse als Hypothesen zu bezeichnen sind. Aus diesen Hypothesen könnten allerdings, so Schneider weiter, „praktische Folgerungen abgeleitet werden“, die „vielleicht auch unabhängig von diesen Hypothesen Geltung und Wirkung haben können“ (Schneider 1952, 263 f.).

In seiner abschließenden Zusammenfassung benennt Schneider dann sechs sehr unterschiedliche „Errungenschaften“ der Waldorfpädagogik, die „höchste Beachtung“ selbst von denen verdienten, „die nicht bereit sind, die Grundlagen der Anthroposophie anzuerkennen“ (ebd., 266). Zu den Errungenschaften der Waldorfschule zählte er die durchgängig praktizierte Koedukation, den konsequenten Verzicht auf Prüfungen und Zensuren, durch den „das einseitig auf intellektuelle Leistung gegründete Ausleseprinzip der Lernschule“ überwunden werden könne, sowie das Epochenprinzip und die künstlerische Unterrichtsgestaltung. Neben diesen häufig genannten Vorzügen der Waldorfpädagogik wies Schneider auch noch auf drei Aspekte hin, die sonst kaum Erwähnung gefunden haben: die Aufhebung der „Unterscheidung von Volksschullehrer und Lehrer der höheren Schule“, das „große Maß von Freiheit in der Unterrichtsgestaltung“ und schließlich die „Neugestaltung der Lehrerbildung“, wie sie in dem damals seit kurzem bestehenden Stuttgarter Lehrerseminar praktiziert wurde (ebd., 264–266).

Eine weitere konstruktive Dissertation über „Die Pädagogik der Waldorfschulen“ legte Ute Koop vor, die 1958 in Hamburg bei Wilhelm Flitner promovierte, der über mehrere Jahrzehnte einer der profiliertesten akademischen Vertreter der deutschen Reformpädagogik gewesen war. Auf insge-

samt nur knapp 90 Seiten fasste die junge Forscherin wesentliche Grundzüge der Waldorfpädagogik zusammen und berücksichtigte dabei erstmals auch den „heilpädagogischen Gedanken in der anthroposophischen Erziehung“ (Koop 1958).

In ihrem Schlussteil ging Koop auf „Gedanken der pädagogischen Reformbewegung in der Waldorfpädagogik“ ein, wobei sie mutmaßte, dass „bei aller Anerkennung der pädagogischen Gedanken Rudolf Steiners“ seine Erziehungslehre sich doch „kaum im ‚luftleeren Raum‘ entfaltet“ haben dürfte (ebd., 64). Diese und einige weitere Aussagen zu möglichen Anleihen der Waldorfpädagogik aus dem Gedankengut der Reformpädagogik brachten der Autorin von anthroposophischer Seite herbe Kritik ein, die in dem vernichtenden Urteil gipfelte, dass diese Dissertation „eine dilettantische Arbeit von geringem Werte“ sei (Rittersbacher 1969, 57).

Ungeachtet dieses Verdikts, das gewiss nicht eben Dialog förderlich gewesen sein wird, würdigte Koop die Waldorfpädagogik, indem sie beifällig aus einer Schrift des früheren Anthroposophen Bernhard Martin zitierte, dass an den Waldorfschulen „schlechthin Wunderbares“ geleistet werde und dass davon „viel zu lernen ist“ (Koop 1958, 69). Bei allem Wohlwollen wies die Autorin aber auch auf einige kritikwürdige Punkte hin. So beklagt sie die übergroße Autorität Steiners: die „Überzeugung von der Allgemeingültigkeit seines Menschenbildes“ sei so groß, „dass der fruchtbare und konstruktive Zweifel schon fast als Ketzerei“ angesehen werde. Weiter kritisiert Koop das „ungeschichtliche Denken der Anthroposophen“ und eine allgemeine „Harmonisierungstendenz der Waldorfpädagogik“, die leicht zum Rückzug in ein „pädagogisches ‚Kastalien‘“ führen könne (ebd., 70).

Abschließend stellt Ute Koop die Frage, ob es möglich sei, „eine ähnlich einheitsstiftende Erziehungskonzeption zustande zu bringen, ohne auf dem Zusammenhang der Anthroposophie aufzubauen“. Ohne diese Frage – die später immer wieder aufgeworfen worden ist! – direkt zu beantworten, hat sie doch darauf hingewiesen, dass es bei der „Gestaltung gültiger pädagogischer Erziehungsformen“ mehr auf „konkrete Erziehungsfragen“ als auf ein bestimmtes Menschenbild ankomme (ebd., 71). Das „Vorbild der Waldorfschulen“ sah sie in diesem Zusammenhang insbesondere „in der Verschmelzung der einzelnen reformpädagogischen Motive zu einem Ganzen, zu einem eigenen und neuen Stil der Erziehung, in der Beachtung der Eigenesetzlichkeiten der kindlichen Entwicklung sowie seiner spontanen und schöpferischen Möglichkeiten“ (ebd., 72).

Bei aller teilweise verständlichen Kritik an dieser Dissertation der damals gerade erst 25-jährigen Doktorandin muss heute die schroffe Form der genannten Rezension (Rittersbacher 1969) irritieren – und auch der damals getroffenen Feststellung, ausgerechnet diese Arbeit sei „negativ-repräsentativ“ für „ähnliche Verfälschungen [...] in der pädagogischen Sekundärliteratur“ (ebd., 57), würde man heute auf anthroposophischer Seite sicher nicht mehr uneingeschränkt zustimmen.